

(Nachdruck verboten.)

2]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Die große Frauengestalt, welche beim Esen Garn abwand, saß mit zusammengesunkenem Rücken gleich einem schweren Gaul, welcher einen Augenblick lang ein Bein und eine Seite ausruht, ehe er die Last den Hügel hinanzieht. Sie seufzte ab und zu und es antwortete ihr vom Fenster her, wo ihre sechs- oder siebenundzwanzigjährige Tochter, lang und schlank wie ein Strohalm, den letzten Schimmer des Tages auffing, um zu nähen.

Sie wechselten nicht ein Wort, während das Garnspulen mit erneuter Hast vor sich ging; die beiden Frauen saßen nur da und warteten wie das ganze Bygd darauf, daß etwas sich ereignen werde. Bald mußten sie wohl vom Sorenstriber etwas über die Verlassenschaft hören, — noch vor Weihnachten. Sie hatten jede im stillen ihre geheimen Zweifel. Es waren ja zwei verstandesmäßig angelegte Naturen, die nur nicht gewagt hatten zu denken, so lange der Herr und Vater lebte und für sie dachte . . . und nun saßen sie weiter, wie sie es gewohnt waren, und schwiegen fort. Aber des Denkens konnten sie sich nicht länger erwehren.

Um diese Zeit des Jahres fuhr die Post nur einmal in der Woche durch den Fjord herein, und heute war gerade der letzte Posttag vor Weihnachten. Der alte Jan Zuhl ließ freilich die Briefe nie anders als ein paar Tage später holen, wenn er gerade zum Landhändler hinüberzuschicken hatte; aber die zwei Frauen hatten nun, da sie auf sich allein gestellt waren, viel weniger Geduld. Sie zählten die Stunden . . .

Die Uhr in jener Ecke begann ihr vorbereitendes Schnurren und schlug hierauf halb drei.

Was war das?

Diese Unruhe, dies Lausen, Rufen unten zwischen den Gänjern sprach deutlich genug: es ging etwas vor. Der Schuster Jo guckte aus der Gesindestube; noch hatte er die Ahle im Mund und das Brett auf dem Schenkel; die alte Kuhbirne Jörun trat aus der Stallthür, ein paar Mägde in roten, gestickten Kleidern schauten aus dem Verschlag neben der Küche heraus und aus einem ruhigen Bretterversteck, aus welchem erst Hammerschläge geklungen, kam ein siebzehn- oder achtzehnjähriger, langer, derbgliedriger, blondhaariger Junge in Hemdärmeln heraus und sah sich um. Im Gesicht und an den nackten Armen war er vom Gewehrlauf geschwärzt, den er soeben reparierte und frisch ölte.

Daß dieser Junge der Sohn vom Hauße sei, ließ sich ganz leicht an den scharfen, gerade geschnittenen Familienzügen unter dem wirren Haupthaar und an der Nase erkennen, die mit einem gewissen angeborenen Uebermut in die Welt schaute; sie schien, gerade wie das Hammernäs selbst, ein Vorsprung, an welchem die Leute nicht schlankweg vorbeikamen, ohne vorher ihre Reverenz zu erweisen: es war etwas Souveränes, Hochgefatteltes, Fragendes an ihr, sowie an der ganzen Physiognomie.

Gerade jetzt war über den Bäumen das Postboot unten bei der Landzunge sichtbar geworden. Es war ein Sechsruderer mit drei Männern, welche so angestrengt ruderten, daß sie sich fast der Länge nach auf die Ruderbank legten und der Steven sich förmlich durch den Schaum bohrte. Am Borderrande war eine Stange mit einem feinen Tuch oder Leinwand aufgepflanzt, das wie ein Wimpel flatterte. Der Kurs führte quer vom Posthause herüber. . . .

„Neugierigen . . . Hering in Sicht!“ brüllte der Schuster; er schleuderte das Brett weg und sprang in Wolljacke und Schurzfell auf die Gasse. „So früh . . . vor Weihnachten. . . Na, jetzt mag jedermann im Fjord sich tummeln. . . . Jetzt wird Medredvaagen mit seinen Baten und Garnen fertig werden, ehe er es selbst ahnt. . . . Ja, jetzt müssen sogar die Kuhbirnen draußen mitthun und Nege fischen und knüpfen, was sie können, Jörun. . . . Das Vieh mag am Strand herumlaufen!“

Und so hatte das Boot mit seiner merkwürdigen Flaggenstange im Vorderbooten während der letzten zweieinhalb Tage an allen Orten des Fjords Leben und Aufregung hervor-

gebracht. Aus den Höfen und Rätthen kamen die Leute heraus und blickten, die Hand über die Augen gelegt, dem Fahrzeug nach. . . .

Es war kein Zweifel möglich.

„Seringe . . . Seringe in Sicht!“

Und was man erzählte, es wurde gläubig so hingenommen, wie das Postboot es brachte, das heißt Gerücht und Wahrheit untereinander und alles in Uebereinstimmung gebracht und von der erregten Phantasie der Leute ausgeschmückt.

„Sieben, acht Meilen draußen im Meere, nordwestlich von Udsire, hatte der Schiffer einer Nacht die See ganz grün gefunden und war über einen Heringberg nach dem andern gefahren; wie Silberwände standen sie, Viertel- und Achtelmeilen lang, hintereinander da. . . . Eine Brigg aus Storanger hatte eines Nachts eine Sturzwellen über Bord gekriegt, und diese hatte das große Boot und die Kajüte mit fetten, schlüpfrigen, großen Heringen völlig angefüllt. . . . Am Abend gab es an der Küste förmliche „Heringströte“ — der ganze Himmel war wie Brand anzusehen. . . .“

In kurzen Zurußen vom Postboot her zündete dies, Saß um Saß, gleich Feuer in den Weibern.

Der Aderknecht, welcher oben auf dem Hammernäsanger Zimmerholz führte, hatte den ungewöhnlichen Auslauf bemerkt und trieb die „Blisse“ an, um zum Hof zu kommen. Krummbeinig, klein, mit kurzen Vorderfüßen, von der echten Rasse des Bygdes, also schwamm oder glitt das Pferd über das Hügel- und durch das Buschholz der unwegsamen Waldgemarkung halb wie ein Kal auf dem Bauche vorwärts und zog den Zimmerbalken hinter sich her, indem es sich mit den unförmlich dicken Hinterbeinen immer anstemmte. Auf dem steilen Hammernäsabhang kostete das eine tüchtige Anstrengung; denn der Hufbeschlag war glattgewekt, und als der Knecht mit dem schweißbedeckten Gaul zum Hofe kam, war das Boot schon flottgemacht und die Mägde standen mit seiner Sonntagsjacke drunten auf der Eisbahn bereit, damit er nur sogleich nach dem Posthause rudern und der Frau die Briefe holen könne.

Bald darauf sahen Mutter und Tochter von den Stubenfenstern aus das Boot dahinschießen, so daß die beiden Ruder sich wie Weidenruten bogen.

Nicht der Hering war's, woran die beiden dachten, sondern der Brief, an welchem ihre Wohlfahrt hing. . . .

Das sollte auch wirklich auf dem Hammernäs ein Entscheidungstag werden!

Wenn irgend ein Gut es verdiente, als Musterhof aufgestellt zu werden, — als Musterhof für die traditionelle Mißwirtschaft und für alles, was in den Fjorden an schlechtem Betrieb des Ackerbaues nur existiert, so war es gewiß das Gut des alten Zuhl. Hier lag der Dünger um den Pferde- und Viehstall gehäuft, das ganze Jahr über dem Sonnenbrand und jedem Unwetter offen in der Luft. Nach dem gleichen natürlichen System breitete man ihn in einzelnen Haufen über die Felder und überließ die Besorgung des Hofes dem Regen Gottes und der Ueberrieselung durch die Bächlein, welche von den Fjorden herabkamen, in den Wiesen verschwanden und den Boden sauer und sumpfig machten.

„Nicht und Luft in den Viehställen. . . . Rein halten! — Am Ende soll man die Schweine gar noch waschen! brummte Jan Zuhl.

Viele mit Hungerfütterung aufgezogene Kühe und viele magere Häusler, dies war in seinen Augen gleichbedeutend mit einem blühenden Hof. Daß das Essen auch Geld war und daß die Häusler, wie schlecht man sie auch nährte, ihn aufzehrten, das war eine Sache, über die er bloß den Kopf schüttelte. „Wenn das sich so verhielte, hätte der Hof schon zu seines Großvaters Zeiten müssen aufgeessen sein!“

Und weshalb das nicht geschah, ließ sich wirklich nicht ganz leicht einsehen, man mußte denn annehmen, die beständigen Anleihen oder der Verkauf kleiner Grundparzellen, die dem Lensmann (Gemeindevogt) Haarstad einen so erklecklichen Profit einbrachten, hätten den Ausfall gedeckt. Auch die Waren aus Bergen und die Einkäufe beim Landhändler deckte der Lensmann durch zeitweilige Abmachungen.

In den letzten paar Jahren hatte Jan Zuhl übrigens allerlei Nerger gehabt, indem sein Kaufmann in Bergen die

Priorität der eignen Hypothekenbriefe nicht zu Gunsten einer neuen, notwendig gewordenen Anleihe aufgeben wollten.

Mitten unter diesen Verhandlungen war der alte Jan Zuhl gestorben. Und deshalb lastete eine dumpfe, atemberaubende Angst auf jenen, die er zurückgelassen hatte.

Der Brief, welchen der Ackerknecht an diesem Tage von der Post brachte, wurde von Mutter und Tochter in verriegelter Kammer gelesen. Es war still und halbdunkel im Schlafzimmer und jede von ihnen saß auf ihrem Bette. (Nach dem Tode des Vaters waren sie in ein Gemach zusammengezogen.) Es schien, als habe der Schmerz erst jetzt ihnen sein wahres Antlitz enthüllt. Der Nachlaß wies ein bedeutendes Mandat auf. Das Hammernäs würde um den Frühling herum zur Auktion kommen und im nächsten Herbst müßten sie den Hof abtreten. . . Einer der Hauptgläubiger war ihr Nachbar, der Lensmann zu Haarstad.

Ottile ging mit ihrem vertieften Gesicht und den entzündeten Augen, welche das Gefinde nicht sehen sollte, hinab und holte Rejer.

Dann saßen die drei lang in die Nacht hinein oben in der Kammer, bis der herabgebrannte Kerzendocht im Leuchter erlosch und Rejer sich in sein eignes Schlafgemach flüchtete, wo er sich der ganzen Gewaltthatigkeit eines Kummers, den er vorher nicht hatte zeigen dürfen, frei hingab.

Das Schönste, das er auf der Welt sich wußte, war das Hammernäs, sein angeborenes Odelsgut. Auf diesem hatte sein ganzes Selbstgefühl beruht. Als Odelsmann war er behandelt und umschmeichelt worden, so lang als er sich nur erinnern konnte — sowohl von den Leuten der Gegend als von jenen des Hofes. Als „der junge Zuhl“, der Prinz und Thronerbe vom Hammernäs, war er erzogen und als solcher unter den gleichaltrigen Kameraden, und wo immer er auch bei Hochzeiten oder andren Festen erschien, gefeiert worden.

Und nun war dies alles dahin. . . nicht ein Splitter vom Hofe mehr sein. . . Die Föhre und die Gebäude, die Häuser und die Kühe, die Boothütten und die Schafe, — jedes einzelne Ding, auf welchem in seiner Phantastie von jeher der Name Rejer Janzen Zuhl eingegraben gestanden, — an all dem hatte er jetzt still vorbeizuschleichen wie einer, den es gar nichts anging!

Ein paar Jahre hindurch war er mit den Kindern des Pastors zum Kaplan in die Schule gegangen, und dieser hatte erklärt, Rejer besäße einen so ungewöhnlich guten Kopf, daß man ihn nach Bergen schicken und studieren lassen sollte. Allein Rejer mochte nicht. Und sein Vater gab ihm recht, so wie man ihm überhaupt stets seinen Willen ließ, — der Vater brummend, die Mutter in zärtlicher Nachgiebigkeit. Dagegen fand der Alte, es sei eine gute Idee, den Sohn zu seinem Nachbar, dem Lensmann Haarstad, ins Comptoir zu geben, damit er ganz selbstverständlich dessen Nachfolger werde und einstens als Lensmann auf Hammernäs sitze. Doch auch dieses wollte Rejer nicht. Und so war in den letzten Jahren zwischen ihnen ein gespanntes Verhältnis entstanden. Der Vater redete mit ihm nicht mehr über die Sache; er war aber entschlossen, sie durchzusetzen, und Rejer war mit dem ganzen Starrsinn seiner Familie zum Gegentheil entschlossen.

Nun sah es aber dennoch aus, als müsse er den Weg einschlagen, den er nicht gehen mochte, — den er haszte. . . Statt Odelsmann auf Hammernäs zu sein, den Schreibebuch auf Haarstad reiten!

Bis nach der Auktion ließ der Schein sich aufrecht erhalten; nachher aber war das Hammernäs für ihn und die Seinigen wie im Fjord versunken! — Ach, daß er nur mitfänke, — weg von all der Schmach!

Der Südwest brummte und pff im Schornstein, zerrte an dem alten, undichten Bau, daß er erbebe, wusch und schlug mit schwerem Regenschauer gegen die Fenster und begann dann von neuem zu heulen und zu pfeifen. . .

Der arme Junge lag und sann und grübelte, bis er einschlief. . . und in den Traum hinein leuchtete immer deutlicher, immer farbenreicher, glanzvoller, rot und blau und silberblank, mit Schuppen wie aus baren Axtschillingstücken, ein wunderbarer Fisch. Er strahlte wie ein großer Heilbutt und schwamm in der Hammernäsbucht auf und ab; zuletzt befand er sich gerade beim Boothaus und guckte in die kleinen Garnwaten, welche drinnen aufgehängt waren. . .

Rejer schlief bis zum lichten Morgen. Doch als er aufwachte, hatte sein Gesicht einen eigentümlichen Ausdruck. Das war die Zuhlsche Art, den Mund in Positur zu setzen, — etwas eingeknickt und gepreßt, wobei das Kinn noch mit-

halb, dem gradlinigen Antlitz das Aussehen eines scharfen Vorderstevens zu geben.

Eine Zeit lang war er auf dem Boden oben und betrachtete und wählte einen Haufen Leerkleider. Dann begab er sich in die Gefindestube, wo Schuster Jo über die Heringsgerichte plauderte und, den Bechtopf und die Schweinsborsten neben sich auf dem Fensterbrett, in voller Weihnachtsgeschäftigkeit drauf los nähte.

„Schuster, kannst Du aus diesen großen Stiefeln meines Vaters für mich Wasserstiefel machen?“

Bald darauf verdunkelte seine hohe Gestalt die Eingangstür zur Vorratskammer, in welcher seine Mutter stand und der Küchenmagd das milbige Mehl sowie Butter und Honig zuteilte. So lang sie aus der Mehltruhe schöpfte, sagte er nichts, ging bloß auf und ab, pff leise vor sich hin, guckte in die verschiedenen Kisten und Tonnen und zählte die Spickteulen an der Balkendecke.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In besserer Absicht.

Von Alfred af Hedenstjerna. Autorisierte Uebersetzung von E. Drausewetter.

Frau Wohlgefimmt kann um ihr Leben nicht begreifen, daß sie nicht populärer, geliebter, höher von ihren Mitmenschen geschätzt ist, als sie es ist, da sie vor Gott und ihrem Gewissen sagen kann, daß sie ihnen niemals etwas anderes hat erweisen wollen, als Gutes.

Es ist hart für Frau Wohlgefimmt, zu sehen, wie Personen, die lange nicht so lieb und herzensgut sind, wie sie, überall auf Händen getragen, gern gesehen, gerührt und gefeiert werden. Ja, sie hat Frauen gesehen, die recht schlecht gegen die Leute waren, von ihnen aber mit offenen Armen empfangen wurden, während sie, die niemals etwas andres, als Gutes, gewollt hatte, kühl und unfreundlich aufgenommen wurde.

Frau Wohlgefimmt ist eine Märtyrerin, eine Märtyrerin ihrer guten Absichten. Konnte sie ihres Herzens Schlag dämpfen, konnte sie gleichgültig sein für ihren Nächsten? Hätte sie ihr brennendes Verlangen, zu helfen und zu erfreuen, unterdrücken können, würde sie zweifellos eine liberaler beliebte Dame gewesen sein; aber das ist ihr nie gelungen und wird ihr nie gelingen.

Es war im Sommer bei einem Fest auf dem schönen „Sonnenshof“ Musik, Gesang und Tanz im Speisesaal und in den zwei Salons. Der Garten mit Lampen erleuchtet, der Wintergarten voll der schönsten Pflanzen, alles veranlagt und froh, einige verließ bis über die Ohren, allgemeines Entzücken. Auf der Veranda des Gartenhauses saßen Mandibad Elm und Sigrid Waldheim. Ihre Herzen klopfen, ihre Wangen brannten, ihre Pulse flogen. Lange zurückgehaltene Gefühle schwebten auf roten Lippen, und Auge suchte Auge mit dunkler Glut. Fräulein Waldheim seufzte und Herr Elm sagte:

„Vergebens würde ich länger versuchen, ein Geständnis zurückzuhalten. . .“

„Ach, liebste Sigrid, hier sitzt Du in Deinem dünnen Kleide, Du, die im Frühling Lungenlataren hatte! Ich sah Dich eben hinausgehen und eilte gleich nach einem Shawl! Sieh, so, mein liebes Mädchen! Nicht widerpensig sein! Du mußt! Ja, so, die Jugend sitzt hier und schwärmt! Ein entzündender Abend und ein prachtvolltes Fest. Ach, ich störe doch wohl nicht?“

Dr. Elm ist jetzt mit einer jungen Dame verlobt, die weder Sigrid noch Waldheim heißt; aber Frau Wohlgefimmt kann nicht begreifen, warum Sigrid, die früher eine der wenigen war, die ihr ein wenig Freundschaft bewiesen, sie nicht „ausstehen“ kann.

Es kam ein neuer Lector zur Stadt mit einer überaus süßen, jungen Frau. Während zweier Monate war Frau Wohlgefimmt sicher, daß die Frau des Lectors sie für alle enttäuschten Freundschafts-Platonen schadlos halten würde. Sie waren immer beisammen und hatten einander sehr gern. Auch Frau Wohlgefimmts kleine Dienste glückten ungewöhnlich. Sie mietete Mädchen für die Frau Lectorin. Sie sagte ihr, bei wem sie Visite machen und um wen sie sich nicht kümmern sollte, sie half ihr Gardinen ausfuchen und bewahrte sie davor, daß der Eisenhändler der armen kleinen Frau zu hohe Preise machte oder zu viele Kochtöpfe verkaufte. Alles glückte und Frau Wohlgefimmt war im siebenten Himmel.

Aber dann eines Tages sieht sie ihre Freundin genau an und sagt: „Aber Liebste! Thust Du denn gar nichts für Deinen Teint?“

Die Frau Lectorin wurde erst rot und dann bleich. Sie war sonst ein reizendes Fräulein; aber ihre Haut war wirklich nicht schön. Bisweilen war sie rot, manchmal blau.

„Was ist denn mit meinem Teint?“ sagte sie in ganz andrem Ton als sonst, der Frau Wohlgefimmt hätte warnen sollen; aber sie war nun von ihrem Bestreben zu helfen ergriffen und fuhr, ohne darauf zu achten, fort:

„Ja, siehst Du, liebste Freundin, bei solcher Haut hilft weder Glycerin noch Rahmeinreibung, noch Vaseline oder Mehlteig, Diät

oder Anwendungen, die das Blut nach den Füßen ziehen. Aber ich weiß ein Mittel! Da unten in Waffungen wohnt eine alte Frau, die schon manchen armen Menschen mit noch schlechterer Haut, als Du sie hast, ja, viel schlechterer, geholfen hat; ich verschere Dich. Sie bereitet einen Kräuterfakt, und willst Du, so will ich Dir . . . Aber was ist Dir denn, liebste Julia? Ist Dir nicht wohl?"

"Ach nein . . . mir fehlt nichts! Mir fiel nur ein, daß ich einen Brief zum Elf-Uhr-Zug fertig machen muß. Du verzeihst wohl, Liebe . . ."

"Da gehe ich gleich! Aber die Sache wollen wir nicht vergessen. Ich werde selbst an die Alte für Dich schreiben!"

"Danke! Adieu!" sagte die Frau Vektorin und stand so steif da, als hätte sie ein Lineal im Rücken gehabt.

Die Freundschaft war zu Ende; Frau Wohlgefinnt weiß noch heute nicht warum. —

Im Herbst war die arme, herzengute, so hilfsbereite Frau so übel daran, daß ich nicht begreife, daß nicht die härtesten Herzen der ganzen Stadt weich wurden. Sie hatte nämlich, sichern Beweis bekommen, daß der alte Schwünbler Kapitän Kupferschild sich bei Ratsherr Klintbergs einzunisten begonnen habe und Klintbergs verlocke, ihm mit Geld und anderem zu helfen. Sie meinte, das wäre schade um Amalie Klintbergs willen, ihrer einstigen Pensionskameradin, und so geht sie denn, bloß um guten Rat zu erteilen, zu Ratsherr Klintbergs hin und sagt:

"Geliebte Amalie, verzeihe, daß ich mich in Eure Angelegenheiten mische, aber, nehmt Euch nicht dieses schrecklichen Kupfer . . ."

"Liebste, wir haben . . ."

" . . . nicht daran gedacht, ihm zu helfen, meinst Du? Na, das ist ja gut! Das dachte ich mir ja auch! Aber dann bekam ich den Einfall: Geh' doch jedenfalls zu Klintbergs hin, denn der Ratsherr hat solch' ein gutes Herz, so daß man doch nie sicher ist, und sag' ihnen ein wenig von all' dem, was Du gehört hast, von dem Ku . . ."

"Liebste, ich möchte Dir nur sa . . ."

" . . . gen, daß jeder seine Bürde zu tragen hat und man nicht noch Vorwürfe auf seine Schultern laden soll. Ja, darin hast Du sehr recht, meine teure Amalie, aber da wir immer Herzensfreundinnen gewesen sind, meinte ich nur, ich sollte Dir sagen, daß mein Johann, der bei der Baal angestellt ist, sagt, es sei nun mit dem Glenden ganz aus, und man spricht sogar von bedenklichen Papieren, die . . ."

"Ich hoffe, es wird sich nun ordnen, weißt Du, nachdem Klintberg ihm zehntausend geliehen und nur fünf auf den Schuldschein gesetzt hat. Danke für Deine gute Absicht, Liebste, aber wir fangen ja nun an, alt genug zu werden, um uns selbst . . ."

"Ha . . . abt Ihr das getan? Aber warum in des Herrn Namen liebste Amalie. . ."

"Ja, was soll man thun! Wenn sein Sohn unsre Ellen haben soll, müssen wir doch . . ."

"Ach Gott, ach Gott! Amalchen, ich glaube, ich sterbe! Ja, Du weißt wohl, daß keiner den jungen Leuten herzlicher Glück wünschen kann, als ich! Von all' dem, was über die Familie Kupferschild geredet wird, habe ich auch gesagt, man soll nicht mehr als die Hälfte davon glauben . . . Na, viel Glück! Adieu, Du Liebe, ich muß noch vor dem Mittag Einkäufe machen!"

In der darauf folgenden Woche alterte Frau Wohlgefinnt um fünf Jahre. Es ist schrecklich, sich so festzufahren, wenn man in bester Absicht handelt.

Im Sommer glaubte sie einen kurzen Augenblick, einen behaglichen Erholungsplatz und reizende Gesellschaft in Vorgholm gefunden zu haben, wo sie während einiger kurzer Nachmittagsstunden eine sehr nette Dame aus Schönen kennen gelernt hatte. Sie wurden mit jeder halben Stunde vertrauter und sahen und schwayten ganz für sich allein. Plötzlich sieht die Frau Wohlgefinnt wieder eine Gelegenheit, Gutes zu thun, und sagt:

"Ach, kommen Sie nur, liebe Frau Elgen, wir wollen ein bißchen in den Eichenwald gehen, hier wird es nun doch unruhig! Sehen Sie nur die schreckliche Vogelscheuche dort, ja, ich meine das alte, närrische Gestell dort im grauen Jadedanzung! Meiner Tren, ich glaube, es kommt gerade auf uns zu!"

Es blihte grimmig in den Augen der netten Frau aus Schönen auf und sie rief schnell: "Komm' her, Oskar! Darf ich vorstellen: Mein Bruder, Herr Stadtmaler Holmblatt — Frau Wohlgefinnt!"

Zu Weihnachten war Frau Wohlgefinnt bei einer Freundin eingeladen, die mit einem Gutsbesitzer verheiratet war. Lange hatte sie keine so schönen Weinabende erlebt.

An einem Abend nach Weihnachten sagt der Mann der Freundin: "Liebe Agnes, mein neuer Weihnachts-Schlafrock ist ganz vortrefflich, aber drei Zoll zu lang. Sei so gut und nimm so viel ab, mein liebes Alterchen!"

"Ja, gewiß; aber das eist wohl nicht so!" sagte Frau Agnes. Frau Wohlgefinnts scharfe Augen sahen, daß das Gesicht des Mannes sich ein wenig bei dieser gleichgültigen Antwort verdunkelte, obgleich er zu wohlherzogen war, seinem Mißfallen Luft zu machen, und als sie am folgenden Morgen eine ganze Stunde früher herunter kam, als die Herrschaft sich sehen zu lassen pflegte, und den Schlafrock auf demselben Stuhl im Wohnzimmer, wie am Abend vorher, liegen fand, nahm sie ihn und trennte flüht die Einkantung ab, schnitt vom Stoff drei Zoll weg und ratterte dann auf der Nähmaschine wie im Fluge die Einkantung wieder an; in bester Absicht legte sie den Schlafrock auf denselben Stuhl und freute sich im voraus auf die Ueberraschung des lieben Wilhelm.

Na, die wurde freilich groß. Als er den Schlafrock anzog, schrie er auf, als hätte er tief unten in einem heißen Wurfstiesel gelegen. Der Schlafrock reichte ihm nur noch gerade bis zum Knie. Als die Frauen das sahen, erleichteten sie beide.

"Es sollte eine Ueberraschung sein; aber ich kann hoch und heilig versichern, daß ich nicht mehr als drei Zoll abnahm," sagte Frau Wohlgefinnt.

"Jesus im Himmel!" schrie Frau Agnes. "Ich nahm ja gestern abend, als Wilhelm zu Bett gegangen war, schon drei Zoll ab!"

Der Vergleich ist bitter, wenn man es so von Herzen gut meint. Ihre eigene rechte Schwester geht umher und sagt, Tante Lina habe ihren Sohn um seine Zukunftsaussichten und eine gute Stellung gebracht. Dieser junge Mann war Agent und verdiente gerade so viel, als er für Getränke und Cigarren brauchte. Da fragte eines Tages ein reicher Großhändler Frau Wohlgefinnt, wie es ihrem Neffen ginge, und die gute Frau antwortete in bester Absicht und aus Liebe zu ihrem Neffen: "Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet! Er hat mehr zu thun, als er fertig bringen kann, und verdient riesig viel Geld!"

"So!" jagte der Großhändler, und ein halbes Jahr später erzählte er, er hätte dem jungen Manne eine gute Stelle in seinem Geschäft anbieten wollen, aber die Absicht aufgegeben, als er von seiner eignen Tante hörte, daß es ihm so gut ginge.

Einige Zeit später kam ein dicker Gutsbesitzer und fragte sie, wie das Geschäft ihres Neffen Johannes ginge.

"Schlecht! Der arme Junge! Er kann nicht davon leben. Der Zusammenbruch steht nahe bevor," sagte Frau Wohlgefinnt, gewarnt durch ihr früheres Mißgeschick, in fester Absicht.

"Ich danke Ihnen, liebe Frau! Er hat mir das gerade Gegen teil einzurenden versucht, als er um die Hand meiner Tochter anhielt," antwortete der Gutsbesitzer. —

Kleines Feuilleton.

— **Waltenbergers Reichstagsbild.** In der "Münchener Allg. Zeitung" lesen wir: Der Münchener Historienmaler G. Waltenberger, dessen große Schöpfung "Weltuntergang" bei den Kunstausstellungen in München 1896 und in Dresden 1897 sich goldene Medaillen errang, arbeitet an einem neuen Kosoffalbild, das jetzt schon verpicht, seiner Zeit berechtigtes Aufsehen zu erregen. Das bereits weit über die Skizzierung hinaus gediehene Werk stellt den "Deutschen Reichstag" mit einer größeren Anzahl seiner Mitglieder in halb lebensgroßen Portraits dar, wie eben Reichstanzler Graf v. Bülow von seinem Plage aus spricht. Wir sehen seitwärts über dem Redner das wohlgetroffene Bild des Reichstags-Präsidenten Grafen v. Ballestrem, in militärischer Haltung aufmerksam dem Redner lauschend. Im Vordergrund, ganz nahe an den zum Sitze des Reichstanzlers führenden Stufen, stehen in lebensvoller Gruppierung Dr. von Leuckow, Fürst Radziwill, Dr. v. Frege und Graf v. Kanitz. Neben diesen sitzen, emsig schreibend, die Sekretäre und Stenographen des Reichstags. In einem der letzteren glauben wir die Züge des Vaters des Künstlers zu erkennen. Hart daran lehnt an einer Stiegenbrüstung in spannender Haltung Auer, dessen blonder Kopf an den "Vollblutgermanen" erinnert. Diejenige zur Seite steht Singer, mehr im Vordergrund Daffermann und dahinter in voller Figur, selbstbewußt und siegesgewiß, Bebel. Nun folgen, wirkungsvoll die Mitte des Bildes einnehmend, Fehr, v. Hehl, Graf v. Hompeich und Dr. Lieber, vor diesen Dreien v. Kardorff. Hieran reißen sich v. Bollmar, sitzend in stolz zurückgebeugter Haltung, daneben Dr. Schädlcr und Gröber, davor Prinz v. Arenberg. Eine weitere interessante Gruppe bilden in vornehmer Darstellung Träger, Münch-Ferber und Dr. Freiherr von Hertling, diesen rückwärts zur Seite Emil Wetterlé. Alle Köpfe erscheinen auf dem Bilde ungemcin belebt und sehr ähnlich, da die betreffenden Reichstags-Abgeordneten dem Künstler wiederholt in liebenswürdigster Weise Sitzungen bewilligt haben. Leider fehlt noch der Abgeordnete Richter. Dieser hat auch hier wieder auf die Bitte des Künstlers um eine Sitzungsbewilligung verneinend geantwortet. Hoffen wir, daß seine unumkehr veränderten Familienverhältnisse ihn auch in diesem Falle zu einem "Ja" umstimmen. Sonst müßte sich der Künstler mit einer Reproduktion begnügen. Das große Werk Waltenbergers, das der schweren Aufgabe in vollem Maße gerecht werden wird, dürfte noch in diesem Jahre seiner Vollendung entgegengehen. —

k. **Arabische Medizin.** Erbauliche Mitteilungen über den gegenwärtigen Stand der Medizin bei den Eingeborenen in Algerien werden von einem französischen Regimentsarzt in der "Nature" gemacht: Der arabische Arzt (toubib) ist ein beliebiger Araber, der keine andre geistige Bildung besitzt, als daß er seine Sprache lesen und schreiben kann. Er kennt die giftigen Eigenschaften einiger Pflanzen und die heilkräftigen einiger anderer, die er ohne Unterschied bei allen Krankheiten anwendet. Für ihn sind die wirksamsten Medikamente (addoua) diejenigen, die er bereitet, indem er auf Papierstücken von verschiedenen Farben und mannigfachen Größen ausgewählte Verse aus dem Koran schreibt. Diese Papierstücke werden von den Kranken verschlungen, die kurz darauf geheilt sein sollen. In andern Fällen wird das Papier sorgfältig gerollt und dann in irgend einem Wasser gelocht; nach einer bestimmten Zeit wird das

Wasser so heiß als möglich von dem Kranken getrunken. Ein Heilmittel für das Fieber wird folgendermaßen hergestellt: Man schreibt auf ein Ei gewisse Verse aus dem Koran und läßt das Ei dann ausbrüten. Wenn es gelingt, muß der Kranke genesen. Der Korrespondent der „Nature“ fügt hinzu, daß die Kranken die europäischen Ärzte nur besuchen, wenn sie von diesen Mitteln nichts haben.

Psychologisches.

ss. Die Wissenschaft des Temperaments hat der amerikanische Psychologe Davis vom Psychologischen Laboratorium der Yale-Universität untersucht. Es kam ihm hauptsächlich darauf an, eine Beziehung zwischen dem Temperament und der Berufstätigkeit ausfindig zu machen. Seine Beobachtungen sind vielleicht nicht von genügender Schärfe, immerhin verdienen die daraus gezogenen Schlüsse eine Verhütung. Er folgert aus seinen Beobachtungen zunächst, daß nervöse Menschen eine leichte Beschäftigung verlangen, phlegmatische eine anstrengende Thätigkeit. Der phlegmatische Typus des Temperaments ist scheinbar ausgezeichnet durch das Vorhandensein angespeicherter Energie in den Muskeln und Nervenzellen. Diese angesammelte Energie verlangt eben nach Ausnutzung. Der nervöse Mensch hat weniger Energie in Reserve, dafür aber hat er sie zum Gebrauch schneller bei der Hand. Es ist nicht schwer, diese Grundzüge auf die körperliche Betätigung im praktischen Leben anzuwenden. Sie lassen es notwendig erscheinen, daß jede Person ihr eignes Temperament durch Versuche und Beobachtungen kennen lernt und unter Beobacht hält. Davis ist der Ueberzeugung, daß seine Beobachtungen über das Verhältnis zwischen Temperament und Thätigkeit bei der Erziehung beachtet werden müssen. Versuche haben gezeigt, daß bei der Entwicklung von Körperkraft geistige Faktoren in erheblicherem Grade mitwirken als solche der Muskelbeschaffenheit. Wie man auch über den Wert solcher Anschauungen denken mag, so kann doch schwerlich bezweifelt werden, daß eine völlig gleiche Behandlung einer ganzen Klasse von Schülern mit Notwendigkeit dazu führen muß, daß einige geschädigt werden, indem diesen eine Thätigkeit zugemutet wird, die von ihrem Temperament entweder gar nicht oder nur mit Schwierigkeit und Unbehagen geleistet werden kann. Davis spricht es nicht geradezu aus, aber er ist wohl der Ansicht, daß phlegmatische und nervöse veranlagte Menschen gesondert unterrichtet werden sollten.

Aus dem Tierleben.

en. Wie ein Tier sein Winterkleid anzieht, schildert der englische Zoologe Lydell in einem Aufsatz über arktische Tiere in der Monatschrift „Knowledge“. Er bespricht darin zuerst die merkwürdigen Versuche, die Sir John Moß an einem Lemming angestellt hat. Das kleine, zu den Wühlmäusen gehörige Tier wurde in einem verhältnismäßig warmen Raum gehalten, bis der Winter vorgeschritten war; dann wurde es plötzlich einer Temperatur von -30 Grad ausgesetzt. Diese Behandlung hatte ihren denkwürdigen Einfluß auf das kleine Wesen. So lange es in der Wärme gehalten war, hatte es gar nicht daran gedacht, sein Gewand zu verändern, und war noch mitten im Winter mit einem braunen Pelz bekleidet, obgleich es nach der Jahreszeit eigentlich schon hätte weiß sein müssen. Als es aber in die Kälte gebracht worden war, hatten sich innerhalb einer Nacht die Haare des Pelzes an den Rücken und an einem Fleck auf jeder Schulter vollkommen weiß gefärbt, und nach einer Woche war der ganze Pelz weiß geworden. Bei genauerer Prüfung wurde festgestellt, daß die weißen Haare längere Spitzen hatten als die übrigen, wahrscheinlich infolge eines plötzlich gesteigerten Wachstums, das wohl durch die Einwirkung der Kälte hervorgerufen wird. Wenn von diesen Haaren die weißen Spitzen abgeschnitten wurden, sah das Tier wieder braun aus wie vorher. Obgleich die Behandlung, die jene arktische Maus bei dem Experiment erfahren hatte, sich in der Natur schwerlich wiederholt, so ist es doch wahrscheinlich, daß die nördlichen Tiere ihren winterlichen Pelz aus dem gleichen Anlaß und in der gleichen Weise anlegen. Es werden also nicht etwa alle Haare plötzlich oder allmählich weiß, sondern ein gewisser Teil der Haare fängt an zu wachsen, und zwar werden dabei zunächst die Spitzen weiß und überdecken die im Wachstum zurückbleibenden braunen Haare so vollkommen, daß der ganze Pelz weiß aussieht. Allerdings hat jener Versuch nicht lange genug fortgesetzt werden können, da das Tier nach drei Wochen starb. Es bleibt also noch zweifelhaft, ob bei eintretendem längeren Aufenthalt in sehr kalter Luft die Haare nicht in ihrer ganzen Länge weiß geworden wären. Dies ist sogar wahrscheinlich, da bekanntermaßen viele arktische Tiere im Winter ein völlig weißes Haarleid besitzen.

Technisches.

Ein Verfahren, Gußeisen hart zu löten, ist dem Ingenieur Rich unlangst patentiert worden. Das Verfahren besteht, nach dem „Prometheus“ darin, daß man die mit Säure gut gereinigten Bruchflächen mit einem angefeuchteten Gemisch von „Ferrory“, wie der Erfinder das in einem Metalloxydul, meist Kupferoxydul, bestehende Lötmittel nennt, und einem Flußmittel bestreicht, sie an einander befestigt, mit Borax oder „Vorzig“, einer Mischung des Erfinders, vollständig bedeckt, dann reichlich mit Schlaglot, wie es bei Schmiedeeisenstücken derselben Dimensionen verwandt wird, bestreut und rotglühend macht.

Der Vorgang erklärt sich dann so, daß der Sauerstoff des Metalloxyduls sich mit dem freien Kohlenstoff des Gußeisens zu Kohlenäure oder Kohlenoxyd verbindet und reines Metall frei wird. Dieses überzieht die Bruchfläche bis in die Poren hinein und ermöglicht die direkte, sehr innige Verbindung des Schlaglotes mit dem Eisen. Das hinzugefügte Flußmittel überzieht, wie bei jedem Hartlöten, die Lötstelle zum Schutze des Eisens und Lötmittels gegen Oxydation mit einem glasigen Ueberzuge. Das Verfahren hat sich sehr gut bewährt, und haben die von der mechanisch-technischen Versuchsanstalt in Charlottenburg angestellten Versuche ergeben, daß Probefstäbe nicht an den Lötstellen rissen oder brachen, sondern außerhalb derselben. Das Material litt durch das Löten nicht, im Gegenteil hatten die Stäbe nach dem Löten neben den Lötstellen eine größere absolute Festigkeit als vor dem Löten. Die Anwendung des Verfahrens hat keine besonderen Schwierigkeiten, und ist man durch richtige Behandlung und besonders durch Vermeidung von Spannungen sehr wohl im Stande, selbst schwierige Lötungen, z. B. an Kränzen, Ketten und Raben von Bahnrädern vorzunehmen.

Humoristisches.

— Schwieriger Fall. „Der Lieblingshund meiner Erbante ist gestorben. Trage ich keine Trauer, erbt sie mich . . . trage ich Trauer, so hält sie das für einen Witz und erbt mich gleichfalls! Was soll ich da machen?“

— Ein Pessimist. Salomon Mizableiter, seines Zeichens Trödler, steht in seinem Geschäftstokal, „zur Seite die liebende Gattin“. Er rechnet seinen Profit aus. Da tritt ein Mann herein, legt eine Mark auf den Tisch und sagt: „Hier, das haben Sie mir heute morgen zuviel herausgegeben!“ Vor Ueberraschung bleibt Salomon sprachlos. Als das seltsame Phänomen verschwunden ist, bricht er in die Worte aus: „Um Gotteswillen, Sarah, was muß ich dem zuviel Herausgegeben haben, wenn er mir e Mark wiederbringt!“

— Vorgebeugt. „Denk Dir mal, Fran, in kurzem wird nachts ein großer Komet am Himmel stehen.“

„n Hanschüssel kriegt Du aber doch nicht!“

(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— Für den Bau eines neuen Rathhauses in Kassel hat der Magistrat dieser Stadt ein Preisausschreiben erlassen: 1. Preis 9000 M., zwei 2. Preise von je 5000 M., drei 3. Preise von je 3000 M. und zwei 4. Preise von je 2000 M. Die Entwürfe sind bis zum 1. April 1902 beim Stadt-Bauamt Kassel einzureichen.

— Der französische Arzt Arbel de Vermand wird im Auftrage seiner Regierung in Indien die Wirkungen des Schlangengiftes und des Gegengift-Serums studieren.

— Eine neue Sternwarte ist von der Lincoln-Sternwarte in Pennsylvania zu Unterrichtszwecken errichtet worden. Schon seit längerer Zeit macht sich in Amerika das Bestreben geltend, besondere Sternwarten nur zum Unterricht und zur Übung für Studierende einzurichten, die eigentlichen wissenschaftlichen Observatorien aber ohne Rücksicht auf Universitätsstädte dorthin zu verlegen, wo Ruhe und Reinheit der Luft die besten Erfolge versprechen. Besonders bewährt hat sich dieses System in Kalifornien, dessen Universität in Berkeley eine Studenten-Sternwarte besitzt, auf der die für die Lid-Sternwarte auf dem Mount Hamilton bestimmten jungen Astronomen ihre praktische Ausbildung erfahren.

— Das Zurückweichen der Gletscher. Der „Zell. Ztg.“ wird aus Bern geschrieben: Die von Professor Forel in Morges (Kanton Waadt) begonnenen Beobachtungen über die Veränderungen der schweizerischen Gletscher haben ergeben, daß die Rückgangperiode nicht nur nicht dem Ende zugeht, sondern eher noch stärker wird. Die Zahl der wachsenden Gletscher ist im Abnehmen begriffen und es nimmt die Zahl der zurückweichenden Gletscher zu. In den Berner Alpen giebt es gegenwärtig keinen Gletscher, der aufhalten und bestimmt zunimmt. Man nimmt ein Wachsen nur beim Grindelwald-Gletscher und Saent-Gletscher an, es ist aber nur vorübergehend. In der Schweiz giebt es einen einzigen Gletscher, der seit 1892 fortwährend wächst, es ist dies der Doreyre-Gletscher im Entremont-Thale (Stanton Wallis). Der Rückgang der Gletscher wird von Jahr zu Jahr stärker und nichts läßt eine Verringerung voraussehen. Der Rhone-Gletscher ist seit 1876, also in Zeit von 26 Jahren, 755 Meter zurückgewichen, also jährlich 29 Meter.

t. Bei einer Fernspreckleitung zwischen New York und Boston handelte es sich um die Ueberspannung des Connecticut-Flusses durch nicht weniger als 20 Drähte. Die Spannweite mußte auf über 400 Meter veranschlagt werden. Es gelang, durch eine besondere Zusammenfassung der Drähte in einen einzigen Arm die Schwierigkeit einer so langen freihängenden Leitung zu überwinden.

— In Präfekt sprechen 42 321 Einwohner nur französisch, 39 509 nur vlämisch, 87 897 französisch und vlämisch, 3 738 französisch und deutsch, 227 vlämisch und deutsch, 4061 französisch, vlämisch und deutsch.